

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Frachtlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Frachtlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4158) vierteljährlich 1.80 Mk., für 2 Monate 1.20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg., zzgl. Postgebühren.

Chefredaktion:  
**Dr. Bruno Schoenlant.**

Anzerate werden die gespaltene Zeile oder deren Raum mit 20 Pfennigen berechnet. Beilagen 15 Pfennige. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im Voraus zu bezahlen. — Anzerate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgebene Anzerate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 7. Geschäftszeit 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6 part. Sprechstunde: 8—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telefon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

## Das Debut Goshlers des „Folgsamen“.

Leipzig, 19. November.

Unser K-Korrespondent schreibt uns aus Berlin über die Dienstagsitzung des Reichstages vom 17. November: Wieder ein großer Tag mit wenigen Abgeordneten und viel Publikum. Trotzdem daß der Fall Brüsewitz und der Duellmord behandelt wird, sind heute weniger Offiziere anwesend wie gestern. Auch in Abgeordnetenkreisen hatte man sich vielleicht nicht allzuviel von den heutigen Debatten versprochen; und doch wurden sie außerordentlich bemerkenswert. Wahrheit, wenn Wahrheit gebührt. Vor allem ist es dem neuen Kriegsminister zu danken, daß die heutige Verhandlung so bedeutsam wurde.

Fast hätte ich meinen können, es wäre gestern: ganz genau so fing die heutige Sitzung an. Verlesung der Interpellation durch den Präsidenten, Anfrage an den Reichskanzler, die nämlische Antwort wie gestern, dann die Begründung der Interpellation durch Mundel, der sich freilich von seinem Centrumskollegen von gestern vorteilhaft abhob. Zu Beginn war Mundel etwas flau und matt; als er aber auf den Fall Brüsewitz zu sprechen kam, da wußte er den Vorgang so lebendig in seiner Grausamkeit zu schildern, daß das ganze Haus das Brutale der Handlungswelt des Premierlieutenants v. Brüsewitz fühlen mußte. Als ob auf dem Tisch des Hauses die blutende Leiche des Slepman läge, so wirkten Mundels Worte auf das Gefühl der Hörer. Dieser Teil seiner Rede war eine Meisterleistung. Klüglich hatte der Redner sich den Fall Brüsewitz für den Schluß aufbewahrt und in fortgesetzter Steigerung schilderte er die gemeingefährlichen Konsequenzen des Karlsruhe Falles.

Nach Mundel las der Reichskanzler seine übliche Erklärung ab, die auf der linken Seite des Hauses mit ironischem Lachen aufgenommen wurde, als davon die Rede war, daß die beabsichtigten Maßregeln das Duell zwar nicht beseitigen, doch die Zahl der Fälle zu vermindern imstande sein dürften. Es waren eine Menge Manuskriptblätter, die der Herr Reichskanzler ablesen mußte; am Schluß sprach er sogar frei von der Leber weg, daß er zum Begnadigungsrecht sich nicht äußern werde, da es den Reichstag nichts angehe. Dieser Teil der Erklärung ist heute noch nicht in die Debatte gezogen worden. Aber wer z. B. Eugen Richter in dem Momente beobachtete, als der Reichskanzler diese Erklärung abgab, der braucht kein Prophet zu sein, um vorauszusagen zu können, daß man darüber noch miteinander reden wird!

Nach Hohenlohe ergriff der neue Kriegsminister General von Goshler zum erstenmal als Minister im Reichstag das Wort. Er war im Anfange befangen, wurde dann sicherer, vergaß augenscheinlich, daß er sich im Parlamente befinde und fing mit einemmal an, von Verhehlung, die sich auch im Reichstage bemerkbar mache, zu sprechen. Allgemeines Oh! und Unruhe wurden laut, aber Herr von Goshler war im Zuge und an Schneidigkeit wollte er gegenüber seinem Vorgänger ersehen, was ihm als Redner fehlte. Er kam auf das Recht der Notwehr zu sprechen und behauptete da solche Dinge, daß sein Nebenmann, der Justizminister, ordentlich für ihn verlegen wurde. Herr von Goshler setzte sich, kein Mund spendete ihm Beifall, aber er selbst schien mit seinem ersten Auftreten ganz zufrieden; hatte er doch nur einmal den Faden seiner Rede verloren.

Doch bald sollte das Schicksal ihn ereilen. Von allen Seiten des Hauses wurde er heftig angegriffen. Nicht mehr der Fall Brüsewitz stand auf der Tagesordnung; nein, alles Interesse wandte sich den Zeugnissen zu, die aus kompetenten Munde Herrn von Goshler ausgestellt wurden.

Um den Präsidentenstuhl wurde es munter wie in einem Ameisenhaufen. Es ging etwas vor; es wurden Stenogramme eingesehen und Meinungen getauscht. Indessen sprach unten Herr Bachem vom Centrum, las lateinische Sätze zum Gaudium der Anwesenden vor und sprach so verbindlich gegen die Regierung, wie es nur nach der persönlichen Unterredung, die er zu Anfang der Sitzung mit dem Kriegsminister gehabt hatte, möglich sein konnte. Man war froh, als der langen Rede langweiliger Schluß endlich gekommen war.

Nun erhob sich der Präsident und wandte sich gegen den Bundesratsstich. Man wußte nicht, was jetzt kam. Alles horchte, von den Wandelgängen stürmten die Abgeordneten herein; Herr von Buol erteilte dem Kriegsminister sehr deutlich einen indirekten Ordnungsruf. Hohenlohe, Schönstedt und Voettcher sahen sich gleichzeitig ganz erstaunt ins Gesicht, jeder war so verblüfft, daß er kein Wort finden konnte. Herrn von Goshler aber flutete das Blut ins Gesicht, er wurde rot, wie eine schämige Jungfer. Welche Gefühle, welche Gedanken mögen in diesem Augenblicke den selbstsicheren Mann durchzuckt haben??

Und unten bei den Abgeordneten erst! So etwas kommt nicht alle Tage vor, daß der Präsident des Reichstages einem Minister andeuten muß, daß er sich gegen die parlamentarische Ordnung des Hauses vergangen habe. Rechts ein ganz unglaubliches Gescha, als ob der Mond vom

Himmel gefallen wäre, links ein Genugthuung verratendes Schmunzeln der Schadenfreude.

Bebel war schon über den Anfang seiner Rede hinaus, als endlich die Wellen der Erregung über diesen Zwischenfall ebneten. Noch war der Fall Goshler nicht zu Ende. Bebel, der heute als strenger Sittenrichter den Offizieren und Studenten ihre Sünden vorhielt, wies Herrn v. Goshler nach, daß zu seinem vom Präsidenten in der einem Bundesratsmitgliede gegenüber schärfstmöglichen Weise getadelten parlamentarischen Auftreten noch hinzukomme, daß er über manche Vorfälle aus den letzten Jahren nicht hinreichend unterrichtet gewesen sei. Der debütierende Kriegsminister wird diese Minuten nicht zu den angenehmsten seines Lebens zählen und es mag ihm wohl zu Mute gewesen sein, als ob er auf Nadeln säße.

Ich sehe noch den alten Reichskanzler, wie er zwischen Rednertribüne und dem Ministerische auf einer unteren Stufe stehend ganz geknickt über das Malheur seines Kollegen da stand: der kleine, hagere Mann ließ den großen Kopf gegen die Brust herab fallen, so daß er kaum noch zwischen den Schultern hervorschaute, steckte beide Hände in die Taschen und bot einen Anblick totaler Verlegenheit. Später erhob sich der Kriegsminister nochmals, um sich gegen Bebel zu verteidigen; aber seine Stimme war so schwach, so resigniert, daß ihn kein Mensch im Hause mehr verstehen konnte. Von allen Seiten wurde „lauter!“ gerufen, aber es ging nicht mehr; das erste Auftreten war so entmutigend ausgefallen, daß Herrn von Goshler für heute wenigstens jede Lust zum Reden vergangen war. Die heutige Rolle des Herrn Kriegsministers bildet eine parlamentarische Niederlage, von der es keine Erholung mehr giebt.

Doch nicht Brüsewitz, nicht Goshler bildeten den Höhepunkt des Tages, sondern die Ausführungen Bebel's, die sich an keine bestimmte Adresse richteten. Aufmerksam lauschend horchte der Präsident, die Hand an der Glocke, auf die Worte des Redners, um jeden Moment Bebel unterbrechen zu können; er war wohl der Ansicht, daß Bebel ein sehr heikles Thema behandle. Stumm sahen die Minister auf ihren Sesseln und schauten mit keinem Blick auf. In der Hofloge dagegen schrieben Adjutanten in fliegender Hast die Worte dieses Teils der Rede Bebel's eifrig nach; das Haus lag in tiefem Schweigen und ließ sich keine Silbe der Bebel'schen Ausführungen und scharfen Wendungen entgehen.

Das Interesse war erschöpft: nach Bebel schrieb auch in der Hofloge kein Adjutant die Reden der paar Sprecher, die noch folgten, mehr nach.

## Seuilleton.

### Yvette.

Nachdruck verboten.

Novelle von Guy de Maupassant.  
Übersetzt von Heinz Kovats.

Mein! ... Yvette verwirrt mich, reizt und beunruhigt mich, sie zieht mich an und schreckt mich doch wieder ab, entgegnete Servigny. Ich hätte mich vor ihr wie vor einer Falle, und ich trage Verlangen nach ihr, wie man vom Durst gequält nach einem Glas Sorbet verschmächtet. Ich unterlege ihrem Zauber und nähere mich ihr stets voll Besorgnis, wie einem Menschen, den man für einen raffinierten Taschendieb hält. In ihrer Nähe glaube ich oft, sie sei die verkörperte Reinheit — aber meine Vernunft hegt Mißtrauen gegen ihre viel wahrscheinlichere Durchtriebenheit. Ich habe die Empfindung, daß sie kein normales Geschöpf ist, daß sie außerhalb der gewöhnlichen Regeln steht — ob besonders außerlesen, ob abscheulich, weiß ich nicht.

Saval sagte zum drittenmal: Und Du bist doch verliebt. Du sprichst von ihr mit Begeisterung eines Dichters und dem lyrischen Ueberflusse eines Troubadours. Geh in Dich, prüfe Dein Herz und bekümmere.

Servigny sann ein paar Schritte lang nach, und sagte dann: Möglich wäre es schließlich. Jedenfalls beschäftigt sie mich sehr. Ich bin vielleicht in sie verliebt. Ich zerbreche mir zu viel den Kopf. Ich denke an sie beim Einschlafen wie beim Aufstehen. ... das ist bedenklich genug. Ihr Bild verfolgt und begleitet mich unaufhörlich. Ich

sehe es vor mir, rings um mich herum, es lebt in mir. Ist diese physische Befessenheit Liebe? — Ihr Gesicht hat sich mir derart eingepreßt, daß es mir deutlich vorschwebt, sobald ich nur die Augen schließe. Ich leugne nicht, mir schlägt das Herz, wenn ich in ihre Nähe komme. Also liebe ich sie, aber auf seltsame Art. Ich begehre sie mit allen Sinnen, doch der Gedanke, sie zu meiner Frau zu machen, scheint mir thöricht, dumm und ungeheuerlich. Dabei fürchte ich mich vor ihr, wie sich der Vogel vor dem Sperber fürchtet, der über ihm schwebt. Und dann bin ich eifersüchtig auf sie, auf alles, was mir in diesem unfaßbaren Herzen verschleiert ist; und täglich frage ich mich: Ist es ein entzückender Backfisch, oder eine abgefeimte Kokette? Sie sagt Dinge, über die eine ganze Compagnie erröten würde, aber nachplappern können auch Papageien. Sie betrügt sich bisweilen so unklug und unkeusch, daß ich an ihre völlige Reinheit glaube, und dann wieder, so naiv, so unglaublich naiv, daß ich zweifle, ob sie je unschuldig gewesen ist. Sie fordert mich heraus und muntert mich auf wie eine Courtisane, und dabei hütet sie sich zugleich wie eine Jungfrau. Sie scheint mich zu lieben und sich doch über mich lustig zu machen; vor aller Welt hängt sie sich an mich, wie wenn sie meine Geliebte wäre — und sie behandelt mich unter vier Augen, als ob ich ihr Bruder oder ihr Hausknecht sei.

Einmal glaube ich, daß sie ebensoviel Liebhaber wie ihre Mutter hat — dann wieder bilde ich mir ein, daß sie nichts, aber rein gar nichts vom Leben weiß.

Sie ist übrigens eine eifrige Romanleserin und in Erwartung von etwas Besseren bin ich ihr Bücherlieferant; sie nennt mich ihren Bibliothekar. Alle Woche schickt ihr die Librairie Nouvelle auf meine Veranlassung die neuesten Erscheinungen, und ich glaube, daß sie alles bunt durcheinander liest.

Das muß einen netten Mischmasch in ihrem Kopfe abgeben.

Vielleicht trägt dieser Bewußt mit zu den Seltsamkeiten dieses Mädchens bei. Wenn man das Leben nach fünfzehntausend Romanen beurteilt, muß man es in wunderlichem Lichte sehen, und sich höchst komische Begriffe über die Dinge machen.

Was mich anlangt, so warte ich ab. Es ist wahr, daß ich in meinem ganzen Leben nie derart in eine Frau verschossen gewesen bin, wie in dieses Mädchen.

Andererseits steht es felsenfest, daß ich sie nicht heiraten werde.

Wenn sie also schon Liebhaber gehabt hat, so werde ich eben mehr in der Zahl sein; hat sie noch keinen gehabt, so nehme ich die Nummer eins wie bei der Trambahn.

Die Sache liegt höchst einfach. Sie wird sich schwerlich verheiraten können. Wer in aller Welt sollte wohl die Tochter der Marquise Dardi, einer Octavie Dardin heiraten? — Niemand. Und zwar aus hundert Gründen.

Wo sollte sich denn der Gatte finden? In der Gesellschaft? — niemals. Das Haus der Mutter ist ein öffentliches Haus, in das die Tochter die Besucher lockt. Unter solchen Umständen denkt man nicht an Heiraten.

In bürgerlichen Kreisen noch weniger. Außerdem ist die Marquise nicht die Frau, sich in verfehlte Spekulationen einzulassen. Sie würde Yvette entschieden nur einem Manne in hervorragender Stellung geben — den sie aber eben nicht finden wird.

Also unter dem Volke? — Da noch weniger. Es giebt nur einen Ausweg. Dieses Mädchen gehört weder zur Gesellschaft, noch zum Bürgerstande, noch zum Volke, und